

Allgemeine Mode-Zeitung

N^o 14.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 Illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1845.

Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.** Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.
Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Das Haus im Schnee.

Erzählung von G. Hertloffsohn.

I.

Die Lawine donnerte von der Höhe und bedeckte Haus, Hof, Garten, Baum und die Wiese bis an den Grindelbach mit ihrer Wucht. Hoch auf wirbelte der zerstäubende Schnee im Sonnenlicht und der Widerhall schallte aus den Bergen durch die dünne Luft.

— Ein Engel Gottes schwebte durch den blauen Aether, in seinem Auge glänzte eine Thräne, er betete: Der Herr sei Euch gnädig!

Es war zehn Uhr Vormittags. Marianne saß am Spinnrocken beim Fenster, die Mutter war in die Kammer gegangen, um Linnenzeug aus einer Truhe zu nehmen, und den achtjährigen Bernhard hatten sie in die Stadt geschickt, um Lebensmittel und Del zu holen.

In dem Augenblick, als der Schneefall donnerte und das Haus in seinem Gebälk erkrachte, sank das junge Mädchen vom Stuhl, die Mutter kreischte: „Jesus Maria, was ist das?“ — Dann umhüllte Beide dicke Finsterniß.

Marianne erhob sich nach kurzer Betäubung. „Mutter,“ rief sie, „Mutter, wo seid Ihr? Um Gotteswillen, die Lawine hat uns lebendig begraben!“

„Hier,“ stöhnte die Alte, „ich bin nicht todt, mein Kind, aber die Sparren und Bretter liegen auf mir — ich vermag mich nicht zu rühren. Hilf, mein Kind!“

Das junge Mädchen stürzte im Finstern nach der Kammer. Die Thüre war offen, aber der Raum hinter derselben mit einem Theil des eingebrochenen Daches und mit Schnee bedeckt. Darunter lag Mutter (Frena^{*)}); der Kopf war ihr glücklicher Weise frei geblieben. Marianne tastete vor sich hin und es gelang ihr nach unsäglicher Anstrengung die Mutter von ihrer Last zu befreien und über die Schwelle nach der Wohnstube zu ziehen.

„Habt Ihr einen Schaden genommen, Mutter?“ fragte das junge Mädchen, als sich jene neben ihr wieder aufrichtete.

„Gott sei gelobt — nein! Nur etwas beschunden und zerstaucht bin ich. Aber — Kind, mein Kind! wir sind ja lebendig todt.“ Und die Frau fing bitterlich an zu weinen.

Marianne geleitete sie bis zur Ofenbank und tröstete: „Das nicht, lieb' Mutter! Vielleicht ist der Schnee nicht hoch und Gott, der uns so wunderbar erhalten, wird uns auch Rettung senden. Die Nachbarn und die Leute aus der Stadt kommen gewiß und schaufeln uns aus. Und wenn die Lawine noch so mächtig ist — Bärts Haus ist bekannt und nicht zu fehlen, von der Brücke über den Grindel führt ja der Fußsteg gerade in unsern Hof. Aber, Mutter, laßt mich erst Licht machen, — es ist noch etwas Del in der Lampe.“

*) Veronika.

„Wird nicht viel sein,“ wehklagte die Alte. „Der Bernhard sollte ja welches holen aus der Stadt. Er sollt' schon gestern gehen; aber die Schwarzröcke dort drinnen haben verboten, daß Jemand am Sonntag etwas verkaufen darf.“

— „Auf kurze Zeit, Mutter, wird's schon noch langen, 's ist nur, daß wir uns zurechtfinden in der ungewohnten Finsterniß.“

„Ach Gott! wenn sich der Schnee senkt oder der Gletscher noch Eine herunterwirft, so werden wir elendiglich zu todt gedrückt; denn das morsche Dach hat keinen Widerstand — es prasselt immer noch, als wollt's auseinandergehen.“

„Tröst' Euch, Mutter,“ sagte Marianne mit sanfter Stimme, während sie Feuer schlug — „und betet ein Vater unser, Gott wird uns nicht verlassen.“

In der Lampe befand sich nur noch so viel, um das Docht etwa zwei Stunden zu nähren.

Das junge, schöne Mädchen setzte das Licht auf den Tisch, dann kniete sie vor der Mutter nieder und sprach liebevoll: „Laßt mich erst sehen, wo Ihr verwundet seid, daß ich Euch verbinden kann.“

„Ach, Marianne,“ sagte die Alte, „'s ist nichts, vor Schrecken und Noth kann ich gar keinen Schmerz fühlen. Sieh doch nach der Thür, ob der Schneefall auch die Flur und darüber die Speisekammer und den Stall verschüttet hat.“

Die Thüre, welche nach Außen zu öffnen ging, widerstand, eine dichte Schneewand hatte sich vor dieselbe gelagert.

„Es ist kein Ausgang,“ sagte Marianne betrübt, nachdem sie auch in die Kammer geleuchtet und daselbst nur Graus und trostlose Verwüstung erblickt hatte.

— „O, mein Heiland!“ weinte die Mutter, „dann müssen wir hier Hungers sterben, wenn sie uns nicht finden. Und der Bernhard, barmherziger Himmel! das fällt mir erst jetzt ein, der Bernhard muß g'rad auf dem Heimweg gewesen sein, dicht beim Hof — den hat's auch gefaßt und begraben!“

„Nein, Mutter,“ schmeichelte das blonde, blasse Mädchen, „getröstet Euch — der kann noch nicht zurück sein, vor einer halben Stunde wenigstens nicht: er ging um acht Uhr, und jetzt haben wir —“ Sie wollte mechanisch nach der Uhr in der Kammer sehen; aber das Schwarzwälder Werk war sicher von der Wand gerissen und in tausend Splitter verwandelt worden. „Nun —“ fuhr Marianne stockend und er-

blassend fort — „er kann doch erst eine Stunde lang fort sein und da ist er eben in der Stadt. Ich weiß, der wird uns gewiß Hilfe bringen.“

— „Aber, Marianne, wenn sie drei, vier, fünf Tage graben müssen — derweile hat uns der Hunger umgebracht.“

„Auf dem Schrank da,“ beschwichtigte die Tochter, „ist noch ein Stück Brod von gestern; das ist für Euch genug, Mutter, heute und wohl auch morgen. Ich brauche nichts — ich bin jung und gesund und habe Kräfte zuzusehen. Und dann, liebe Mutter, ist ja über diesem Dach und über dem Schnee — er mag noch so hoch sein — noch der gute Herrgott, der weiß, daß wir hier unten sind und zu ihm beten und seiner Hilfe bedürfen.“

„Im vorigen Winter,“ versetzte Frena bitter, „als der Müller von Kinznach verschüttet wurde, da hat er gewiß auch gebetet mit den Seinigen in seines Herzens Aengsten, und er mußte doch zu Grunde gehen mit Weib und fünf Kindern. Denn als sie ihn nach acht langen Tagen ausgegraben hatten, da waren sie alle Leichen, da waren sie alle verschmachtet und die Müllerin hatte noch ihr Jüngstes an der Brust — das hat sie wohl blutig gesogen — und doch ist's verlezht. Ich war dabei, als sie sie zu Tag brachten — eine Leiche nach der andern — es war ein grausenhafter Anblick.“

„Denkt nicht daran, Mutter,“ flehte Marianne und Thränen traten in ihre Augen, „was der Himmel beschlossen hat, sagte der Pfarrer bei St. Egidien, wird er fügen; wir dürfen seinen Rathschluß nicht im Voraus zum Schlimmen kehren.“

Sie nahm die Hände der Mutter zwischen die ihrigen und bedeckte sie mit Küßen.

„Ja, ja!“ fuhr die Alte fort und der Geist des Scheltens kam über sie, der, wenn es besonders einem Gegenstande galt, dann lange nicht von ihr wich. Selbst das schreckliche Ereigniß, das im Gegentheile ihre Mißstimmung noch vermehrte, hielt sie nicht ab, ihr sanftes Kind zu quälen, wie sie schon mondenlang gethan. „An dem Elend bist auch Du nur schuld! — Hättest Du meinen Rath befolgt und den reichen Schöpffen Fined er geheirathet, da sähest Du auf dem Freigut im Bühel, wo in aller Ewigkeit keine Lawine hinschlägt und wärst eine gestrenge Frau, hättest Knecht und Magd und könntst Deine Mutter auf ihre alten Tage zu Dir nehmen. So aber sitzest Du hier und

kannst mit mir verschmachten. Unsere Armuth ist groß genug und dazu noch solch elender Tod."

"Aber, Mutter!" entgegnete Marianne, "Ihr denkt an mich und nicht an Euch. Säß' ich auf dem Freigut im Büchel, so wäret Ihr heute hier allein, hilflos und sicher verloren. Danken wir also Gott, daß es so ist. Denn wenn uns auch das Schlimmste bevorsteht, Mutter, so habe ich Euch doch in der schrecklichen Noth in meinen Armen und kann mit Euch sterben."

"Ich wollt' lieber allein sterben," grollte die Alte, ungerührt von der Innigkeit ihres Kindes, "wüßt' ich Dich versorgt und den Bernhard dazu. Was nützt es uns auch, wenn wir glücklich ausgegraben werden? Morgen oder übermorgen kommt der Schöppe doch mit dem Patent und läßt mir den Hof verkaufen, da er's Schuldkapital an sich gebracht hat. Da kannst Du in die Stadt gehen und Magd werden und vielleicht wie so manche Andere dem Satan in die Hände fallen. Ich aber werd' mich an die Landstraße setzen mit dem Bernhard und betteln."

— "Und einen so hartherzigen Mann, Mutter, sollte ich heirathen? O lieber Heiland, da ist's selbst hier in dem Schneegrab viel besser, als auf seinem Hof im Büchel."

"Hartherzig — hartherzig stellt er sich nur, weil Du ihn verschmäht. Es war doch eine Ehre für Dich, daß der reichste Mann in der Runde Dein beehrte."

— "Daß der Schöppe alt ist, beinahe sechzig Jahr, und ich erst achtzehn, und daß er häßlich ist und lahm, darüber will ich nichts sagen; denn dafür kann er nicht. Aber daß er ein böses Herz hat, Mutter, daß er mich erzwingen will, daß er, weil ich ihn nicht lieben kann, mit Euch kein Erbarmen hat: das macht mir ihn zuwider. Und dann bau' ich in allen meinen Gebeten noch immer auf den Jacob; der Jacob kann jeden Tag kommen, vollends da er geerbt hat, und kann uns befreien von dem hartherzen Gläubiger."

"Dein Jacob, der Jacob!" rief die Mutter heftig — "der Landläufer — der! Und wenn wir mit Gottes Hilfe ausgegraben werden und der Jacob kam' wieder und brächte alle Taschen voll Geld, Du solltest ihn doch nicht haben."

— "Versündigt Euch nicht, Mutter! Ist der Jacob nicht brav und gut, und paßt er nicht zu mir in seinen Jahren?"

"Ein hochmüthiger Bursch' ist er, den ich nicht leiden konnte! Hätte er Dir den Kopf nicht verdreht,

so wärest Du des Schöppen Frau und aller Noth überhoben."

— "Hat er nicht seine Großmutter gepflegt bis an ihr letztes Stündlein und hat sein ganzes Erbe hergegeben, um seine böse Stiefmutter, die's ganze Gut durchgebracht, ins Spittel zu kaufen, als sie von der Sicht lahm und contract wurde."

"Ein hoffärtiger Bube war er; er wollte nicht als Knecht dienen, — weil er schreiben kann, wie gestochen, und französisch reden, was ihm sein Dhm, der Pastor gelehrt, da meint' er, er müßte was Großes werden, und lief hinaus in die weite Welt. Dort liegen alleweil die Wagen auch an der Heerstraße. Wenn er Dich treu geliebt hätt', da wär' er im Lande geblieben und hätt' sich redlich genährt und gespart, bis —"

— "Und hätte vom Tagelohn doch nicht die Schuld auf unser Haus bezahlen können," warf Marianne wehmüthig ein.

"Und hat er etwa von sich was hören lassen in den langen zwei Jahren? An eine andere Dirne wird er sich gehängt haben, an eine Stadtmamsell."

— "Das wird er nicht," entgegnete Marianne leise und zwei große Thränen traten in ihre Augen — "so ist der Jacob nicht!"

"Der Schöppe Fineder ist freilich nicht so jung und drall, wie er, nicht so flink und manierlich; er ist ein gesegter Mann, er brachte Dich unter die Haube und wenn er's Zeitliche erst gesegnet, so erbtest Du Alles. Auf den Jacob, wenn er ja noch an Dich denken sollte, kannst Du zehn Jahre warten und eine alte Jungfer werden. Und dann erst läßt er Dich sitzen. Alle sind nicht so beständig, wie Dein Vater seliger. Ich weiß es von mir, daß es nicht gut ist, so spät zu heirathen. Ich war schon fünfunddreißig, als mich der selige Vater nahm, und so erleb' ich's nicht einmal, bis der Bernhard groß wird — wenn wir überhaupt noch etwas erleben."

— "O, liebe Mutter, zürnt mir nicht länger, und lassen wir den alten Streit. Wenden wir uns lieber zu Gott, daß er uns hilft aus der nächsten Noth; er wird, wenn es sein Wille ist, uns aus dieser Trübsal zu befreien, auch für das Uebrige sorgen. Ich habe dem Bernhard einen Brief mitgegeben an den reichen Nageli, den großen Kaufmann in der Stadt; wenn er auch nur entfernt mit uns verwandt ist, so bleibt er doch unser Better und ist von unserm Blut. Der Vater hat so viel von ihm erzählt, wie er mit ihm

unter den Soldaten stand und einmal für ihn das Leben in die Schanze geschlagen hat. Das kann er nicht vergessen. Ich habe ihn recht rührend gebeten, nicht daß er uns das Geld schenken solle, nur die Schuld mag er übernehmen; lieber wollen wir ihm verbindlich sein, als dem bösen Schöppe. Gebt Acht, Mutter, er wird's thun. Ich habe ihm recht herzbrechend geschrieben."

"Der Nägeli? Nun, da kennst Du die Stadtleute gut. Wo der große Reichthum einzieht, da löscht er alle Dankbarkeit aus. Hast Du ihm nicht schon drei Mal geschrieben, war ich nicht selbst bei ihm und hab' ihn fußfällig gebeten! Ausflüchte hat er für uns, aber keine Hilfe. — Ich bleibe dabei: hättest Du den Schöppe geheirathet, so war aller Noth ein Ende. Er ist gar nicht so roh und hart wie er sich stellt. Die reichen Leute sind all' so; eben weil sie Geld haben, wollen sie das durchsetzen, was sie gelüftet; denn mit der vollen Hand kann man allerweg seinen Eigensinn befriedigen. Und durch ihn wär'st auch Du reich geworden."

— „Mutter, wenn Reichthum hart macht, dann mag ich nicht reich werden.“

„Ei, der Hochmuth! Wirst schon spüren, wie hart Dienstbotenbrod zu beißen ist. — Und wie lang, wenn's Gott beschließt, kann der Schöppe noch leben? Er trinkt zuweilen stark — in einer Nacht kann's mit ihm aus sein. Dann warst Du seine Erbin — eine freie Gutsfrau, und noch in den schönsten Jahren, um einen Andern zu heiern.“

— „Und doch wär's Sünde gewesen und von keinem Segen, wenn ich ihm am Altar gelobt, was ich nicht erfüllen kann. Ich soll ihn belügen, daß ich ihn liebe — und 's Herz gehört halt doch dem Jacob.“

„Es ist all' Eins,“ grollte die Alte, „ob wir davon kommen oder nicht — den Jacob kriegst Du doch nicht. Wenn er auch mit vielem Geld käm' und wollt' uns freizahlen —; dem hochmüthigen Buben will ich nichts zu danken haben; lieber laß ich mich durch den Schöppe vom Hofe jagen und bettle an der Landstraße. Seht, werden da die Leute sagen, das hat sie ihrer eigenen Tochter zu verdanken, die konnt' sie reich und glücklich machen und läßt die alte Frau nun verhungern.“

„Mutter, Mutter!“ schrie Marianne und schluchzte laut, „habt Ihr denn kein Erbarmen mit mir — selbst jetzt nicht, wo wir vielleicht dem Tode nahe sind? Hat doch unser Christus befohlen, wir sollen selbst dem

ärgersten Feind vergeben, und Ihr haßt den Jacob so, als wär' er der größte Mörder und Räuber.“

„Freilich hasse ich ihn,“ geiferte die Mutter; „eh' ich sein Gesicht sehen will, möcht' ich lieber das Tageslicht gar nicht sehen.“ —

In diesem Augenblicke verlöschte die Lampe, die, immer matter und matter brennend, zuletzt nur einen unsicher flackernden Schein geworfen hatte.

Die Alte fuhr unwillkürlich zusammen und unterdrückte die Scheltworte, die sie noch auf der Zunge hatte. Mutter und Tochter befanden sich jetzt im Finstern.

2.

Marianne war leise zu ihrem Stuhl an's Fenster geschlichen; sie legte das Haupt auf den Tisch und weinte sich stille aus. Frena murmelte halblaute Worte; der Ingrim arbeitete noch in ihr, er mußte erst austoben.

Durch den Schnee vor dem Fenster, welcher, da der Lawinensturz von der Rückseite des Hauses gekommen war, die kleinen Scheiben nicht eingedrückt hatte, brach eine unsichere Helle herein, die jedoch nicht mächtig genug war, um die nächsten Gegenstände oder deren Umrisse zu erkennen. Der Unterschied von einer vollständigen Nacht war nur, wie wenn man mit geschlossenen Augenlidern aus einer finstern Stube in eine erleuchtete tritt.

— Es verging eine geraume Zeit, ohne daß Mutter oder Tochter ihr Schweigen unterbrochen hätten.

Endlich begann die Alte: „Mein Jesus — nun schmerzt's mich; das Blut läuft mir den Elbogen herunter; es hat bis jetzt vor Angst gestockt. Komm doch her, Marianne! und sieh' zu — befühl' mich, ich muß mir den Arm aufgerissen haben.“

Die kaum so hart gekränkte Tochter war sofort wieder das folgsame liebevolle Kind; sie tappte in der Dunkelheit nach der Ofenbank hin, streifte den Kermel über den Arm der Mutter hinauf und fühlte unterhalb der Schulter eine warme Blutspur. Marianne riß ein Stück von ihrer Schürze ab und verband schweigend die Wunde.

„Nun aber,“ schalt die Mutter, „könnten doch die nächsten Leute zu unserer Hilfe herbeigeeilt sein. Es war doch heller Tag, als es uns einwehte und der Donner muß weit genug zu hören gewesen sein. Daß Gott erbarm; Nachbarn sind immer die schlimmsten, wenn man was von ihnen braucht. Auf bligfremde Leute kann man eher rechnen. Der Jürgen ist

kaum zweitausend Schritt von hier und hatte gewiß all sein Gesinde zu Haus; denn sie dreschen ja all' Tage. Ja, wenn wir reiche Leute wären, da ging wie ein Blitz das Aufgebot durch den Canton."

"Vielleicht liegt der Jürgen auch unterm Schnee," entgegnete bescheiden Marianne, die wieder zu ihrem Sitz zurückgekehrt war, "und bevor die fernern Nachbarn und die aus den Dörfern aufgeboden sind und sich mit Schaufeln und Karren versehen haben — vergeht doch ein halber Tag."

"Zur Hilfe für Geld," schalt Frena, "haben die Menschen Gensensfüße, zur Hilfe für Gotteslohn gehen sie aber auf Schneckenfüßen."

— "Vielleicht arbeiten sie schon," tröstete die Tochter, "wer weiß, wie hoch der Schnee ist und wir hören's nicht durch. Sie müssen vielleicht auch weit vorn anfangen. — Und Gott allein weiß, ob nicht zugleich mehr Lawinen im Umkreis gefallen sind und da vertheilen sich die rettenden Arme."

"Ja, ja — wir werden doch verschmachten. — Mich hungert — gieb mir das Stück Brod — kannst die Hälfte für Dich behalten — ich esse doch immer wenig."

"Hier, liebe Mutter!" sagte Marianne und reichte ihr das Verlangte, "nehmt es ganz — Ihr braucht die Stärkung; wer weiß, wie lang wir noch ausharren müssen. Ich kann zur Noth drei Tage hungern."

"Haben wir Wasser?"

"Ich will nach dem Kruge sehen." Marianne tastete die Wand entlang bis an die Thüre. "Gott sei Dank!" rief sie und eine ungeheure Angst löste sich von ihrer Brust, "der Krug ist voll. Und im Nothfall hatt' ich eine Scheibe zerbrochen und Schnee hereingelangt, der löscht auch den Durst."

Sie gab der Mutter zu trinken, dann setzte sie sich wieder und versuchte zu spinnen. Es gelang ihr nicht im Finstern, alle Augenblicke riß der Faden; sie ließ mechanisch das Rad schnurren, um nur die bange Stille und Einsamkeit auszufüllen, denn sie wagte nicht zu sprechen, um der Mutter nicht vielleicht abermals Stoff zu Streit und Schelte zu geben.

Diese kaute schweigend an ihrem Brode; endlich ward auch ihr in dieser öden Stille beklommen zu Muthe. "Bist Du denn todt," hub sie an, "daß Du gar nicht sprichst? — mir wird so angst und schauerlich. Es ist, als käme der Tod — im Grab kann's auch nicht anders sein, wie hier; doch da schläft man."

"Wovon soll ich sprechen, Mutter! befehlt nur.

Oder wollen wir ein andächtig Lied singen? Der Herrgott hat den Jonas im Wallfisch gehört, er wird auch uns hören aus der Tiefe unsers Grabes."

Und die beiden Weiber erhoben inbrünstig ihre Stimmen und sangen das alte, erhebende Lied:

"Befehl Du Deine Wege ic."

Nachdem sie geendigt, folgte wieder eine Pause gegenseitigen Stillschweigens; Mutter Frena dachte an den Tod, aber sie suchte sich nicht mit ihm zu befreunden, er erschien ihr jetzt schrecklicher als je; Marianens Gedanken flogen hinaus aus der grausen Kerker- nacht zu Jacob und riefen ihn herbei aus der Ferne zur Rettung und Hilfe.

"Marianne!" begann abermals die Mutter.

"Was wünscht Ihr, mein gutes Mütterchen?" antwortete sanft die Tochter und näherte sich.

"Ob's wohl noch Tag ist draußen?"

— "Gewiß, Mutter, etwa drei oder vier Uhr."

"Vier Uhr — da wird's bald Nacht und da hören die draußen auf mit graben — wenn sie wirklich schon graben. Die Nacht ist lang, sehr lang nach Weihnacht — und wenn man kein Licht hat! Brennte die Lampe, so wär's nicht halb so schauerlich."

— "Wir werden schlafen, liebe Mutter — und mit neuer Hoffnung erwachen. Wenn nicht noch heute, so kommt doch sicher morgen Rettung. Als sie den Kitznacher Müller ausgruben, da haben sie die Nacht hindurch bei Fackelschein gearbeitet."

"Der Müller war reich — der konnt' es ihnen bezahlen; wir sind arm — nach uns fragt Niemand."

— "D, unsere Nachbarn sind nicht so hartherzig."

"Ich werde kein Auge zuthun, und wenn auch — was hilft uns das Erwachen — wir werden ja nicht wissen, wann 's Tag ist."

— "Einen blassen Schimmer bringt der Tag doch. Und wir werden länger schlafen, weil wir meinen werden, es sei immer noch Nacht. Und wenn ich nicht mehr schlafen kann, so werde ich sinnen und denken, wie ich vielleicht etwas zu unserer Rettung unternehmen könnte."

"Das gieb auf — der Schnee liegt vielleicht bergeshoch über dem Schornstein, wo wollten wir da hinaus!? Wie sollt' ich auch schlafen können — der Schreck liegt mir noch in den Gliedern und in die Seele zieht mir die Angst vor einem grauenvollen Tode. Du bist jung, dergleichen sieht sich selbst den Tod gleichgiltig an."

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n .

(Der Goldsee. — Sage und Wirklichkeit.) In der Provinz Bogota (Südamerika), auf dem Gipfel der Piquiraberge liegt der berühmte Guatavita- oder Goldsee, dessen geheimnißvolle poetische Geschichte in der neuesten Zeit genau bekannt geworden ist. Um das Jahr 1820 verbreitete sich nämlich in London das Gerücht, jener See enthalte eine große Menge Gold und Edelsteine und er werde deshalb von den Bewohnern des Landes der Goldsee genannt. Nach einer in ganz Südamerika verbreiteten Sage stand vor der spanischen Herrschaft der Theil des Landes, in welchem der See liegt, unter einem mächtigen und reichen Kajiken, Manalapa. Dieser berühmte Fürst hatte eine Frau, die schöne Rama, welche er leidenschaftlich liebte, und die ihm einen Sohn gebar. Eines Tages aber, als die Wärterin mit dem Kinde an dem Ufer der Magdalena, eines Flüsschen in der Nähe der Stadt, spazieren ging, ließ sie den kleinen Fürstsohn in das Wasser fallen, in dem er verschwand. Aus Verzweiflung stürzte sich die Wärterin selbst ebenfalls in den Fluß und in dem Hause des Königs wußte man lange nicht, was aus den beiden Vermissten geworden sei, bis man die Leichen fand. Manalapa gerieth in Verzweiflung, doch tröstete ihn die schöne Rama mit der Hoffnung auf einen zweiten Erben. Diese Hoffnung aber ging Jahre lang nicht in Erfüllung, obwohl Manalapa die berühmtesten Heilkundigen und selbst Priester der Sonne aus dem großen kaiserlichen Tempel in Mexiko kommen ließ, um sie um Rath zu fragen. Endlich erschienen in dem Palaste eine Anzahl „Priester des Firmaments“, deren Ältester zu dem Fürsten sagte: „Trockene Deine Thränen und höre auf meine Worte. Deine Gattin, die schöne Rama, möge sich in jeder Nacht, in welcher alle Sterne am Himmel glänzen, um die zwölfte Stunde, an den See Guatavita begeben und sich drei Mal in den Fluten desselben untertauchen. Darauf wird sie Dir einen Sohn geben. Wenn aber Dein Gebet erhört ist, vergiß nicht, die Hälfte Deiner Schätze der Gottheit des Sees zu opfern, sonst würdest Du mit Deiner ganzen Familie dem Unglück verfallen.“ Die schöne Rama begab sich mit allen ihren Frauen an den See und badete da und nach einem Jahre war der Wunsch des Königs erfüllt. Manalapa erfüllte aber auch in der Freude seines Herzens getreulich sein Versprechen, und da ihm sein zweiter Sohn am siebenten Tage des Blumenmonats geboren worden war, begab er sich fünfzig Jahre hindurch an diesem Tage mit seinem ganzen Hofe an den See und warf feierlich Goldstaub, Diamanten, Smaragden, Gegenstände aller Art von Gold und Silber in die Tiefe. Das ist der poetische Theil der Sage, auf welchen 1820 die Gerüchte in London sich gründeten. Man fügte aber auch hinzu, die spanischen Behörden hätten den im See versunkenen Schatz auf die ungeheuere Summe von einer Milliarde und hundertundzwanzig Millionen angegeben und schon oftmals bedeutende Massen von Gold und Edelsteinen aus der Flut herausgeholt. Es bildete sich demnach in London eine Ge-

ellschaft, welche den See Guatavita austrocknen und die Schätze aus ihm hervorholen wollte. Auch begannen ihre Arbeiten bald mit aller Kraft und man fand ein wenig Gold und einige Edelsteine, welche als Beweise galten, daß die Sache nicht unbegründet sei. Leider überstiegen die Ausgaben, welche die Gesellschaft machen mußte, weit den Ertrag und nach drei Jahren stellte die Gesellschaft bankrott ihre Arbeiten ein. So standen die Sachen, als 1825 ein Kaufmann von London, Robert Dickson, in Bogota erschien, um einige Handelsangelegenheiten daselbst selbst zu ordnen. Dies war geschehen, und er wollte nächstens nach Europa zurückkehren, als er eines Tages am Ufer des Goldsees spazieren ging und eine junge Palme erblickte, deren Wipfel in das Wasser hineinhing. Er trat, ohne sich etwas dabei zu denken, hinzu und versuchte die Palme emporzuziehen. Sie leistete unerwartet großen Widerstand, Dickson zog stärker, er brachte das Bäumchen endlich heraus und bemerkte an demselben unter Schlamm &c. eine ganz gut erhaltene kleine goldene Statue. Erfreut eilte er damit in die Stadt zurück und zeigte seinen Fund den Agenten jener englischen Compagnie. Diese benutzten die gute Meinung Dicksons und suchten ihm zu beweisen, der erste Austrocknungsversuch sei nur mißlungen, weil man nicht Geld genug gehabt habe. Dickson glaubte ihnen, kehrte nach England zurück und wagte sein und seiner Familie ganzes Vermögen bei dieser Speculation; aber schon nach zwei Jahren mußten die Arbeiten von Neuem eingestellt werden. Zum Ueberflus verwickelte er sich in zahlreiche Prozesse mit den Gläubigern der ersten Compagnie und nach dreijährigem Prozeßiren war er — ein Bettler. Zu diesem Unglücke kamen schreckliche Unfälle in seiner Familie. Sein Schwiegersohn, der ebenfalls Alles verloren hatte, nahm sich aus Verzweiflung das Leben. Seine Frau und Tochter wurden wahnsinnig und starben bald darauf. Er selbst verfiel, nachdem er lange gegen die Noth gekämpft hatte, 1831 in Wahnsinn und starb zu Ende des vorigen Jahres in dem großen Irrenhause Bedlam bei London. In seinem Irren sprach er nie von dem Verluste seines Vermögens, unaufhörlich aber beweinte er seine Frau und seine Tochter, die er zärtlich geliebt hatte.

(Ein russischer Sonderling) ist vor wenigen Tagen in Paris gestorben, der Fürst von Tuffakin, der, mit kurzer Unterbrechung, sein ganzes Leben in der Hauptstadt Frankreichs zugebracht und, um mit Rußland in gar keiner Verbindung mehr zu stehen, seine Güter an den Fürsten von Dolgorucki für eine — sehr bedeutende — Leibrente abgetreten hatte. In Paris führte er das angenehmste Leben und hatte keine Sorge als die Angst vor dem Altwerden. Nichts war ihm so zuwider als das Alter und er bemühte sich deshalb auch, die Zahl seiner Jahre zu verhüllen und so jung als möglich zu erscheinen. Er erschien deshalb auch immer jugendlich, in hellen Farben gekleidet, mit braunen Locken (falschen Haares natürlich), und sprach und benahm sich wie ein jugendlicher Wildfang. Um eine Vorstellung von der Comödie zu geben, die er

mit sich selbst spielte, erwähnen wir, daß Tuffakin, der 72 Jahre alt war, bis zu seinem letzten Tage einen Tanz- und einen Fechtmeister hielt, die drei Mal wöchentlich zu ihm kommen mußten, die er aber jedes Mal durch irgend einen Vorwand — wieder fortschickte. Auch in anderer Hinsicht spielte er den jungen Mann. Don Juan war ein stumperhafter Anfänger gegen den Fürsten Tuffakin, und als Lockmittel benutzte er — sein Testament. Trotz seinem ungeheueren Aufwande konnte er nämlich seine Leibrente nicht ganz ausgeben, so daß ihm jährlich ein ansehnliche Summe übrig blieb. Aus diesen Ueberresten hatte er sich allmählig ein zweites bedeutendes Vermögen gebildet und über dieses konnte er frei verfügen. Sobald ihm nun eine Schöne gefiel, ehte er sie in aller Form zur Universalerbin ein und diesem Reize widerstand keine. Nach vierzehn Tagen freilich war er seiner Eroberung regelmäßig überdrüssig, das Verhältniß wurde aufgelöst und Tuffakin machte ein neues Testament. So hat er über vierhundert Mal sein Vermögen testamentlich vermacht. Im letzten Testamente aber alle Diejenigen, welche er einmal zu Universalerben eingesetzt hatte und die noch am Leben waren — über dreihundert an der Zahl, — bedacht; der einen Dame hinterließ er einen gewöhnlichen Ring, ein Medaillon, eine Nabel, einer andern einen werthvollen Diamanten, einer andern Staatsschuldscheine, noch einer andern ein wohlgefülltes Portefeuille, oder Eisenbahnactien *re.* Manche erhielt aber auch, da er Alles, was er besaß, in dieser Weise vertheilte, ganz werthlose Dinge; er hat z. B. einer Dame seine Pantoffeln, einer andern seine Nachtmühe *re.* vermacht.

(Galanterie eines Ehemannes.) Herr von B. ist ein junger reicher lebenslustiger Mann und hat eine hübsche ebenfalls lebenslustige Frau, aber es herrscht in ihrem Hause, wie in vielen andern, keineswegs Friede und Eintracht. Beide bekümmern sich wenig um einander und haben sich oftmals gestanden, daß sie einen großen Irrthum begangen, als sie einander heiratheten; doch bemühen sie sich, ihr Leben wenigstens so selten als möglich durch Stürme stören zu lassen. Sie sind deshalb auch mit einander übereingekommen, in Gesellschaft gute Miene zum bösen Spiel zu machen und ein glückliches Ehepaar zu spielen. Kürzlich begaben sich Beide zu einem Maskenballe bei einem reichen Bankier, Herr von B. als venetianischer Nobite aus dem achtzehnten Jahrhunderte, Frau von B. als Dame vom Hofe Ludwigs XV. Die schöne Frau war von einer Schaar von Schmeichlern umringt, die ihr allerlei Complimente über ihren Anzug sagten. Auch ihr Mann trat einmal hinzu und Frau von B. fand es pikant, ihn zu nöthigen, ihr im Beisein von etwa einem Duzend Berehrern ein Compliment zu sagen.

„Lieber Mann,“ begann sie deshalb, „Jedermann findet, dieser Anzug stehe mir vortrefflich. . . Wie schade, daß man sich nicht alle Tage so kleiden kann! Ich war dazu geschaffen,

den Puder und die Tracht der Zeit Ludwigs XV. zu tragen. Meinst Du nicht auch?“

„Allerdings,“ antwortete der Mann galant; „ich bin vollkommen der Meinung aller Uebrigen und auch der Deinigen. . . Der Anzug steht Dir vortrefflich, und ich kann nicht umhin, laut zu erklären, wie sehr es zu bedauern ist, daß Du nicht hundert Jahre früher lebtest.“

(Sängeranmaßung.) So lange es ausgezeichnete Sänger gegeben hat, haben sie sich auch durch ihre Anmaßung und ihren Troß bemerklich gemacht; Einer der berühmtesten erhielt aber einmal die verdiente Züchtigung, Caffarelli nämlich. Er befand sich in Rom und der Cardinal Albani lud ihn ein, in einem Concert zu singen, zu dem die höchste Gesellschaft geladen war. Wer sich nicht einfand, war Caffarelli. Der Cardinal schickte zu ihm und der Bote fand den Sänger im Schlafrock und Pantoffeln. — „Ach,“ antwortete er, „das habe ich vergessen. . . Nun, ein ander Mal. . . Ich bin nicht aufgelegt und würde ein Paar Stunden zu meiner Toilette brauchen. Also. . . ein ander Mal.“ Diese Antwort empörte den sehr ungeduldrigen Cardinal, der nicht mit sich spaßen ließ. Sofort setzten sich vier Polizeidiener und ein Haushofmeister in einen Wagen, um Caffarelli um jeden Preis in den Palast des Cardinals zu holen. Der Sänger sträubte sich ein wenig, doch fand er es pikant, im Schlafrock zu dem Cardinal zu gehen, und er fuhr also mit ab. In seinem Hausanzuge schritt er durch den Salon und entschuldigte sich dabei so artig als möglich. Die Anwesenden waren in das Geheimniß eingeweiht, und Niemand machte eine unfreundliche Miene. Caffarelli wunderte sich darüber, sang aber seine Arie und sang sie sehr gut.

Man applaudirte, worauf die vier Polizeidiener wieder vortraten und den Sänger in das Vorzimmer führten. Hier überreichte ihm der Haushofmeister eine mit Bechinen gefüllte kostbare Tabatière und sagte: „Se. Eminenz sendet Ihnen das, um Ihr Talent zu belohnen.“

„Und dies,“ setzte einer der Polizeidiener hinzu, „läßt Ihnen Se. Eminenz zur Strafe für Ihre Unhöflichkeit geben.“

Bei diesen Worten zog jeder der vier Polizeidiener ein spanisches Rohr hervor und zählte dem Sänger drei tüchtige Hiebe damit auf. Während Caffarelli vor Schmerz laut aufschrie, applaudirte die vornehme Gesellschaft im Salon und rief: „Bravo, Caffarelli! Bravo!“

Generalcorrespondenz.

In diesen Tagen befand sich der berühmte Reisende Sir Robert Schomburgk in Leipzig, wo er seine Laufbahn als Handlungslehrling und Commis begann. Die naturforschende Gesellschaft gab ihm ein Festessen. Er besucht seinen hochbetagten Vater, der Pfarrer in der Nähe ist. Schomburgk wurde we-

gen seiner Verdienste um die Grenzregulirung im brittischen Guiana und um die Naturwissenschaften von der Königin von England zum Baronet erhoben und diese Ehre ist, so viel wir wissen, noch keinem Nichtengländer, außer dem großen Astronomen Herschel, zu Theil geworden. —

Professor Biedermann hat im „Herold“ einen Aufruf an die gesammten deutschen Schriftsteller erlassen und sie aufgefordert, gleich den Naturforschern, Philologen &c. regelmäßige jährliche Zusammenkünfte zu veranstalten. Zur weitern Besprechung des Planes schlägt er eine vorbereitende Versammlung in Leipzig in der letzten Woche des Aprils d. J. vor. —

Den ersten Preis von 100 Louisd'or, welchen der Rath von Hamburg für den besten Plan zum Wiederaufbau einer Kirche ausgesetzt hatte, soll der berühmte Professor Semper (der Erbauer der Synagoge, des Theaters &c. in Dresden) erhalten haben. —

Eine der größten Schuhfabriken von Paris, die immer 1000 bis 1200 Arbeiter beschäftigt, hat den Auftrag erhalten, eine Million Paar Schuhe und Pantoffeln zu liefern, die nach China verschickt werden sollen. —

In Paris greift eine neue Mode sehr stark um sich, deren Verpflanzung nach Deutschland wir nicht wünschen, die Mode des sehr hohen Spiels nämlich. In allen Gesellschaften spielt man und zwar — Landsknecht. Carté, Bouillote, Whist, alle Spiele überhaupt werden über jenem alten wiederum neu gewordenen Spiele vernachlässigt. Das Schlimmste dabei ist, daß die Eifrigsten beim Spiele die Frauen sind. Landsknecht eignet sich für diese allgemeine Spielwuth deshalb besonders, weil sehr Viele auf einmal daran Theil nehmen können. Auch spielt man nicht mehr wie „die alten Herren“ ohne Rücksicht auf Verlust oder Gewinn, sondern ausschließlich um zu gewinnen. Der Einfluß des Börsenspiels macht sich auch hier bemerklich, denn jeder Landsknecht-Salon wird eine kleine Börse. —

Auch wir haben von dem Plane gesprochen, mit dem man in Berlin umging, dort ein Palais Royal zu bauen; jetzt hört man, die Unternehmer hätten die Genehmigung der Behörde nicht erlangt, weil diese meint, es sei in Berlin „das Bedürfnis eines solchen Gebäudes“ nicht vorhanden. —

Während man von allen Seiten über die herrschende Noth der Armen klagt, die, wie in Ostpreußen, sogar bis zur Hungersnoth steigt, erhebt sich aus Frankfurt a. M. eine Stimme, die jämmerlich über eine höchst drückende Noth der Reichen spricht und dieselbe nicht herzbrechend genug schildern kann. „Man kann sich hier keines solchen Beispiels von — Selbstverfluch erinnern, wie er jetzt herrscht; der Disconto ist so gesunken &c. &c.“ — Die unglücklichen Frankfurter! —

In einer kleinen französischen Dorfkirche, in dem Beichtstuhl, ist kürzlich ein bisher völlig unbekanntes Gemälde von

Mubens, „die Geburt Christi“ darstellend, von einem reisenden Kunstkenner gefunden worden. —

Ein Arzt, der wahrscheinlich keine Kranken zu behandeln hatte, hat sich das Vergnügen gemacht, auszurechnen, wie viel wohl Menschen — mit und ohne Beihilfe von Ärzten — seit der Erschaffung der Welt gestorben sein möchten, und er hat die Summe von 26,628,843,283,075,840 herausgebracht. —

Der eigenthümlichste Marktplatz in der Welt befindet sich in London, denn die Tunnelcompagnie, die schlechte Geschäfte macht, will diesen Bau wieder modisch und einträglich machen und deshalb zu gewisser Zeit Markt in demselben halten lassen. Der Tunnel wird dabei nicht bloß wie gewöhnlich durch Gas, sondern überdies durch bunte Lampen erleuchtet. Abends an jedem dieser Markttage wird unter einer der Hallen, die in einen Saal umgewandelt und mit Blumen, Fähnchen &c. geschmückt ist, Tanz gehalten. Der erste Markt dieser Art wurde in vorziger Woche drei Tage hintereinander gehalten. —

Die bekannte Tänzerin Lola Montez, die sich in Deutschland weniger durch ihren Tanz, als durch kräftige Handhabung der Reitpeitsche gegen die Gensd'armen auszeichnete, dann den Virtuosen List nach Spanien begleitete, ist jetzt wieder in Paris, und die Ursache zu einem Duell geworden, in welchem ihr Vertheidiger und Liebhaber, der Redacteur der „Presse“, erschossen wurde. Sie erbt übrigens von dem Gefallenen ein ansehnliches Vermögen. —

Welchen Eifer und welche Kosten namentlich die englischen Zeitungen aufbieten, alle wichtigen Neuigkeiten ihren Lesern immer so schnell als möglich mitzutheilen, hat neuerlich wieder der Sun gezeigt. Peel hielt eine wichtige Rede im Unterhause; er sprach drei und eine Viertelstunde und fünfunddreißig Minuten nachdem er zu sprechen aufgehört hatte, erschien die ganze Rede in zehn Spalten in dem Sun und wurde durch eigene Eisenbahnzüge im ganzen Lande verbreitet. Die Zeitung hatte, um dies möglich zu machen, im Unterhause neun Stenographen, die einander von fünf zu fünf Minuten ablöseten, in der Zwischenzeit ihre Notizen ins Reine schrieben und sie sofort in die Druckerei sandten. —

Vom 1. Mai an werden auch in München, wie in Wien und Berlin, Lantien bei der Bühne eingeführt, doch mit dem Unterschiede, daß sie nur den Originalwerken im Gebiete des recitirenden Schauspiels (nicht Oper) zu Statten kommen, wenn die Dichter nicht das jetzt gebräuchliche Honorar vorziehen. — Und Dresden, Stuttgart &c.? —

Die zwei neuesten deutschen Opern haben bei der ersten Aufführung mehr oder weniger mißfallen, oder sind gefallen, in Wien „Liebeszauber“, Text von Prächter, Musik von Hoson; in Frankfurt a. M. „Die Tochter der Wüste“, Text von Rod. Benedix, Musik von Aloys Schmitt. —